

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 73 (1928)
Heft: 48

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, Dezember 1928, Nummer 11

Autor: Baumann, Martha / Weckerle, Rudolf / Hägni, Rudolf

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

DEZEMBER 1928 • NUMMER 11

WEIHNACHTEN



Komm, ihr Kinder und schart euch im Kreise,
Lauschet voll Andacht der himmlischen Weise,
Die einst den staunenden Hirten erschallt':
Ehre dem Höchsten und Friede auf Erden!
Selig die tragen des Leibes Beschwerden,
Denn sie erfahren der Liebe Gewalt.

Euch ist heute der Heiland geboren!
Grüßet das Kindlein, zum König erkoren,
Nahet der Krippe mit frommem Gesang.
Der uns erschienen in Armut und Blöße,
Leuchtet nun herrlich in himmlischer Größe,
Wunder des Glaubens, das Welten bezwang.

H. B.

Das heilige Paar¹

Zwei Tage vor Weihnachten war's. Da saß das Gritli daheim in der Wohnstube am Tisch vor der offenen Kinderbibel. Lange schon hatte es zu lesen aufgehört, denn draußen dunkelte ein früher Winterabend, und die Stube verdämmerte in ungewissem Zwielicht. Durch die angelaufenen Scheiben starrte das Kind hinaus in die sinkende Nacht. Auf Garten und Feld lag tief und weich der blinkende Schnee; gegen den Wald hin verlor sich die Straße ins Dunkel hinein, von ein paar Wagen- und Schlittengeleisen durchfurcht — Und immer noch rieselten die Flocken.

Draußen im Gang erscholl das Geräusch von harten Schritten. Auf der Schwelle stampfte jemand den Schnee von den Schuhen. Nun ging die Tür auf, und der Vater trat herein. Er tastete nach dem Lichtschalter und drehte an. Erstaunt lächelte er: „Wer sitzt da im Dunkeln? Unser Gritli?“ Das Mädel wandte sich rasch herum: „Ja, ich bin's, Vater!“ „Sag, was tust du denn da, so ganz allein? Hast an deinen Aufgaben herum studiert?“

Ein bißchen verlegen zog das Kind sein Buch heran. „Nein — ich hab' nur den Flocken zugeschaut, aber jetzt will ich lernen!“ „Sind die Aufgaben schwer?“ wollte der Vater wissen. „Nein — nur die Weihnachtsgeschichte sollen wir lesen. Aber ich glaube, ich kann sie schon!“

Behutsam strich der Vater über Gritlis blonden Scheitel. Dann holte er ein Paar warme Holzschuhe hinter dem Ofen hervor und schlöff hinein. Als er darnach wieder hinausging, hatte sich das Kind über das Buch gebeugt und zu lesen begonnen. Langsam fuhr sein dünner Zeigefinger den Zeilen entlang, und halblaut buchstabierte es vor sich hin. Das Lesen fiel ihm schwer; aber

¹ Aus Ernst Balzli: „Von Blondzöpfen und Krausköpfen.“ Geschichten aus der Schule. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Fr. 2.50.

beharrlich studierte es Wort für Wort, bis ihm der Sinn der einzelnen Sätze klar wurde. Und eigentlich war sie ja leicht verständlich, die liebe, schöne Weihnachtsgeschichte...

Leise las das Kind:

„Es ging schon gegen Abend, als Joseph und Maria in dem kleinen Städtchen Bethlehem einzogen. Sie waren beide rechtschaffen müde; den ganzen Tag hindurch waren sie unterwegs gewesen, auf harten und holprigen Wegen, und selten nur hatten sie sich eine kurze Rast gönnen dürfen. So waren sie herzlich froh, als endlich vor ihnen die Tore Bethlehems aufgegangen waren.

Joseph wandte sich an Maria und fragte: „Bist du sehr müde, mein liebes Weib?“ Sie nahm noch einmal alle Kraft zusammen und lächelte ihm zu: „Ja, Lieber, müde bin ich. Aber ein Stündlein kann ich's schon noch aushalten.“ „Ich will eine Herberge suchen geh'n,“ versprach Joseph. „Wenn du dich nur noch kurze Zeit geduldest, so will ich dir ein stilles und weiches Ruheplätzchen schaffen.“

Darnach gingen sie weiter, durch enge und dunkle Gassen, die der frühe Abend noch dunkler machte. Oft fanden sie kaum Platz, denn in allen Straßen herrschte ein großes Gedränge. Sie wurden hin- und hergestoßen und mußten sich mühsam zwischen den Leuten hindurchwinden. „Wo kommen all' die Menschen nur her?“ fragte Maria. Und Joseph gab ihr Auskunft: „Ich denke, sie alle sind auch unterwegs nach ihrem Heimatort, den sie nach dem Gebot des Kaisers aufsuchen müssen, um sich schätzen zu lassen.“

Endlich gelangten sie zu einer Herberge. Aber da war das Gedränge noch größer als in den Straßen. Durch das schmale Tor strömten zahlreiche Menschen ein und aus, und in dem engen Hof standen dichtgeschart Kamele und Lastesel.

Es dauerte lange, bis Joseph den Wirt des Hauses sprechen konnte. Bescheiden fragte er an, ob er mit seinem Weibe über Nacht in der Herberge bleiben dürfe. Der Wirt musterte ihn von oben bis unten, hob endlich bedauernd die Schultern und sagte: „Du kommst zu spät, mein lieber Mann. Es ist kein Raum mehr in meinem Hause!“

Joseph glaubte, mit Bitten etwas erreichen zu können. Deshalb sagte er: „Wir sind einfache und bescheidene Leute. Ein kleines Plätzchen genügt uns. Wenn wir nur ein Dach über dem Kopfe haben, sind wir zufrieden.“ Aber der Wirt schüttelte den Kopf: „Es ist kein Raum mehr in der Herberge!“

Da wandte sich Joseph traurig um und ging wieder in den Hof hinaus zu seinem Weibe. Maria hatte sich auf einen Stein gesetzt, um ein Weilchen zu ruhen. Nun lächelte sie ihrem Manne entgegen: „Dürfen wir bleiben, Lieber?“ Joseph senkte das Haupt tiefer. „Nein — für uns ist kein Plätzchen mehr frei,“ sprach er traurig. Sorgsam hob er die müde Maria empor und geleitete sie durchs Tor hinaus in die Gasse. Draußen war's nun ganz dunkel geworden. Schwarz und schwer ragten die Mauern. Ein paar Sterne begannen zu funkeln.

Langsam und schweigend schritten die matten Wanderer dahin, von Haus zu Haus, von Gasse zu Gasse. Maria vermochte sich kaum noch zu schleppen; oft strauchelte sie, und Joseph mußte sie stützen. Noch immer drängten sich die Menschen in den Straßen. Die Stadt konnte einfach nicht zur Ruhe kommen. Gedämpfte Stimmen klangen von Höfen und Häusern her, und ferne bellten einige Hunde.

Endlich gelangten die Reisenden zu einer andern Herberge. Wiederum betrat Joseph den lärmerfüllten Hof und suchte den Wirt. Als er ihn gefunden, fragte er zögernd nach Obdach. Er bat umsonst. „Seit Stunden schon ist mein Haus überfüllt. Unmöglich kann ich dich aufnehmen. Siehe zu, daß du weiter kommst!“ Aber Joseph ließ sich nicht abweisen. „Wir brauchen so wenig!“ bat er. „Nur einen Winkel, wo wir uns hinlegen können! Nur ein wenig Stroh und eine Decke!“ Umsonst. „Es ist kein Raum mehr!“ beharrte der Wirt. „Ich will dich gut bezahlen,“ versprach Joseph. Aber er fand kein Gehör. Aus dem Hause erscholl eine laute Stimme, und der Wirt lief hinein. Mutlos schlich Joseph davon. Unter dem Torbogen hob er Maria auf. Schweigend schritten sie weiter.

Aber nach einer kleinen Weile blieb das junge Weib stehen und lehnte sich fester auf des Mannes Arm. Ihr Antlitz war ganz bleich, und dunkel schimmerten ihre Augen. „Ich kann nicht mehr...“ flüsterte sie ... „ich bin müde — ich bin sehr müde ...“

Als das Gritli Schüpbach bis zu dieser Stelle gekommen war, musste es aufhören mit Lesen. Zwei schwere Tränen quollen unter seinen Wimpern hervor und fielen auf das offene Buch.

Leise fuhr sich das Kind mit dem Handrücken über die Augen. Dann wandte es sich zum Fenster und schaute hinaus. Dunkel lag das Dorf, und nur wenige trübe Lichter kämpften mit der Finsternis. In der Stube wurde es still, ganz still — „Arme Maria“ flüsterte endlich das Mädchen. Und nach einer Weile noch einmal, traurig und versponnen: „Arme Maria!“ —

Plötzlich horchte das Kind auf. In die Stille hinein brach von außen her ein Klopfen. Gewiß, das Geräusch kam von der äußern Tür her.

Eilig lief das Mädel hinaus, tastete sich durch den finstern Gang und klinkte die Türe auf. Auf der Treppenstufe stand ein Mann. Im ungewissen Glanz der Schneenacht ragte seine dunkle Gestalt vor dem Kinde auf, gebeugt, müde, bärtig, schneeverschüttet. In der Faust hielt er einen dicken Knotenstock. Aber die Züge seines Gesichtes waren nicht zu erkennen. Nun grüßte er. Seine Stimme klang tief und rauh. Das Kind starre ihn wortlos an. Doch vermochte sein Blick die Dunkelheit nicht zu durchdringen. Da fragte der Mann: „Ist der Vater daheim, Kind?“ Es nickte. Sein Herz pochte seltsam unruhig. „Ich möchte ihn etwas fragen. Willst du ihn rufen?“

Noch einmal nickte Gritli und wandte sich um. Aber es brauchte den Vater nicht zu holen. Eben kam er von der Küche her. „Was gibt's? Wer ist da?“

Der fremde Mann lehnte den Knotenstock gegen die Haustür und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Die Bewegung war langsam und müde. Wiederum grüßte er. „Guten Abend! — Seid Ihr der Meister?“ „Freilich!“ sprach der Vater und musterte den Fremdling. Der richtete sich ein wenig auf und begann zu reden: „Nichts für ungut, daß ich Euch herausgeklopft habe. Ich hab' mich lange besonnen, ob ich nicht noch weiter fahren wolle. Aber meine Frau konnte einfach nicht mehr!“ „Eure Frau? Wo ist sie?“

Der Mann wandte sich um und zeigte mit dem Stock auf die Straße hinaus. „Dort sitzt sie auf dem Karren. Sie ist müde — den ganzen Tag sind wir unterwegs. Und sie erträgt Strapazen nicht so leicht wie ich... Wir sind nämlich Korbblechter,“ setzte er nach einer kurzen Pause hinzu. Der Vater nickte. „Das glaub' ich wohl, daß Ihr müde seid. Der Schnee ist naß und hängt schwer an. Aber — was möchtet Ihr?“

Zögernd sagte der Korbblechter: „Es ist Abend — wir können nicht mehr weiter. Da hab' ich fragen wollen, ob wir über Nacht bei Euch bleiben dürfen?“

Der Vater gab nicht gleich Antwort. Seine Hand strich leise über Gritlis Scheitel, während er nachdachte. Und das Kind spähte auf die Straße hinaus, wo in der Dunkelheit der Korberkarren stand. „Warum geht Ihr nicht ins Wirtshaus?“ Der Mann zuckte die Achseln: „Wir verdienen in diesen Zeiten so wenig, daß wir uns das nicht leisten können. Wirte verlangen viel...“ Der Vater kaute am Schnurrbart. Nach einer Weile meinte er: „Ich wollte schon ja sagen. Aber —“

Er verstummte. Da schob das Kind leise seine schmalen Finger zwischen Vaters Hände und flüsterte: „Sag ihm, sie dürfen bleiben, Vater!“ Der Mann mochte das Geflüster gehört haben. Etwas mutiger bat er: „Wir wollen Euch nicht viel Umstände machen. Wir könnten im Stall schlafen. Hund haben wir keinen.“ Der Vater zögerte noch immer. Da bettelte das Gritli und schmeichelte sich fester an ihn: „Sag ja, Vater!“ „Ich weiß nicht recht, Gritli...“ Der Melker hat Übernächtler nicht gern. Und ich selber...“ „Vater — die Frau hat kalt. Sie dürfen bleiben, gelt?“

Da sagte der Vater: „Meinetwegen! Weil du sie gern behalten willst, Gritli!“ Der Korbblechter dankte. Seine Stimme zitterte ein wenig: „Vergelt's Gott, Meister! Und dir auch, Kind!“ Dann ging er auf die Straße hinaus, den Karren zu holen. Sein Weib half ihm das Gefährt unters schirmende Vordach schleppen.

Draußen im Stall war's wohlig warm. In langer Reihe lagen die Kühe vor der Krippe, schnauften behaglich und wandten nur selten die Köpfe, langsam und träge. Sie ließen sich auch nicht stören, als der Melker ihnen das Stroh aufschüttelte und den Barren ausräumte, bevor er zum Nachtessen ging.

Auf dem Stallbänklein saßen der Korbblechter und sein Weib. Der Mann hatte die Ellbogen auf die Knie gestemmt und den Kopf in beide Fäuste gestützt. Er sah gedrückt und überlastet aus. Die Frau war damit beschäftigt, ein paar durchnähte Kleidungsstücke an der Wand aufzuhängen. Nun wandte sie sich an den Mann. „Du wirst Hunger haben. Wollen wir etwas essen?“ „Ja —“ sagte er, ohne den Kopf zu heben.

Sie holte draußen auf dem Karren einen Zwilligsack. Dann setzte sie sich zu dem Manne aufs Bänklein und begann auszupacken. Es kamen keine großen Schätze zum Vorschein; mehr als ein angeschnittener Brotlaib und eine in Papier gewickelte

Rauchwurst war nicht herauszuholen. Sie bot beides dem Manne dar: „Willst du schneiden?“ Er seufzte, suchte in der Hosentasche nach seinem Messer und schnitt zwei Stücke Brot und Wurst ab. Wortlos reichte er der Frau ihren Anteil hin, und beide begannen zu essen.



Plötzlich hob das Weib die Stirn und lauschte. „Es kommt jemand!...“ Die Tür ging auf. Ein Windstoß fegte herein, und über die Schwelle trat Gritli. Mit einem scheuen Lächeln näherte es sich. „Gefällt's Euch hier?“ fragte es. Die Frau nickte ihm zu: „Uns gefällt es überall, wo wir ein warmes Lager finden.“ Das Kind sah sich suchend um. „Wo wollt Ihr schlafen?“ „Dort — in der Ecke!“ Die Frau wies auf eine große Strohschüttung zuhinterst im Stallgang.

Ein Weilchen war es still. Auf einmal fragte das Mädchen: „Möchtest Ihr gern einen Teller Suppe?“ Es wartete die Antwort nicht ab. Eilig rannte es hinaus. In seinem schmalen Gesichtchen war ein leises Leuchten aufgegangen.

Und der helle Schein sprang auf des Mannes Antlitz über. Seine Augen blickten heller. Das Weib lächelte vor sich hin. Nach zwei Minuten schon war das Kind wieder da. Sorgsam kam es den Stallgang entlang getrippelt. In den Händen trug es eine braune, irdene Schüssel, die bis zum Rande mit dickem Erbsmus gefüllt war. Behutsam stellte es das Geschirr auf dem Stallbänklein ab und sagte: „Da ist ein wenig Suppe. Vater läßt sagen, Ihr könnt noch mehr bekommen, wenn Ihr wollt.“ „Danke, Kind! Du bist ein Liebes...“ sprach die Frau und streichelte des Mädchens Schultern. Der Mann faßte seine Hände: „Vergelt's Gott!... Es sind nicht alle Menschen so gut,“ sagte er. Gritli achtete wenig auf die Dankesworte. „So eßt jetzt!“ gebot es. Aber die Korbersleute sahen sich nur ein bißchen verlegen an und gehorchten nicht. Da lachte das Mädchen hell auf: „Bin ich aber ein Dummes! Ich habe die Löffel vergessen!“

Wie ein Wirbelwind rannte es hinaus und holte in der Küche zwei Löffel. Zurückgekehrt, steckte es sie tief ins dampfende Erbsmus hinein und befahl: „Aber jetzt! Die Suppe ist gut — ich habe selber zwei Teller voll gegessen!“ Da begannen die Korbersleute zusammen aus der Schüssel zu essen. Lächelnd schaute das Kind ihnen zu. Seine Freude war groß, als kein Restchen übrig blieb. Die Leute mußten großen Hunger gehabt haben.

Auf einmal fiel ihm ein: „Habt Ihr eine Decke? Und ein Kopfkissen?“ Die Frau schüttelte den Kopf. „Nein. So etwas brauchen wir nicht —“ „Aber dann werdet Ihr nicht gut schlafen!“ „Doch, Kind. Wir sind halt nicht verwöhnt.“ Das Mädchen ließ

sich nicht beirren: „Ohne Decke schläft man nicht gut. Ich will Euch eine holen.“

Es eilte hinaus. Nach wenigen Augenblicken kam es mit einer dicken, grauwollenen Decke zurück. Sorglich spreitete es sie über die Strohschütt aus. „Was wird aber die Mutter sagen, Kind?“ sprach die Frau. Ein Schatten huschte über Gritlis Antlitz. „Ich habe keine Mutter mehr...“ Da schwieg die Frau. Gritli zupfte noch ein bißchen an der Decke und häufte das Stroh besser auf. Zwischenhinein lugte es heimlich nach den Korbersleuten. Endlich nahm es die braune Schüssel wieder an sich und reichte dem Manne die Hand: „Gut' Nacht!“ wünschte es. „Gut' Nacht, Kind. Wir danken vielmal!“

Nun ging es zur Tür und wollte hinaus. Aber da war eine heimliche Gewalt, die hielt es zurück. Und es fragte mit leise bebender Stimme: „Ich möchte noch etwas wissen... Seid Ihr...“ Es verstummte. Die Frau wollte ihm zurechthelfen: „Was meinst du, Kind?“ „Seid Ihr... seid Ihr... vielleicht...“ Plötzlich schoß das Blut wie eine rote Flamme in sein Antlitz, und eilig flog es hinaus. Lächelnd sahen ihm die Korbersleute nach —

Eine halbe Stunde später lag Gritli in seinem Stübchen im Bett. Der Vater deckte es warm zu, küßte es auf die Stirn und wollte das Licht löschen. Da bat es: „Vater!“ „Was ist, Gritli?“ „Komm noch einmal zu mir, Vater — ganz nahe — ganz nahe —“ „Was hast du noch auf dem Herzen, Kind?“ „Vater — ich habe nur fragen wollen — sind der Mann und die Frau — weißt du, draußen im Stall — sind sie vielleicht — Joseph — — und Maria?...“

Beide Arme um Vaters Nacken geschlungen, ein Fiebern in den Augen und mit klopfendem Herzen, harrete das Kind der Antwort. Es mußte lange warten. Der Vater senkte den Kopf ganz tief, und seine Brust hob sich mit einem mächtigen Atemzug. Endlich sprach er: „Ich weiß nicht, Gritli — Vielleicht... vielleicht sind sie Joseph und Maria...“ „Vater! — Danke, lieber Vater!“ „Gute Nacht, Kind. Schlaf wohl!“

Und dann war das Gritli allein. Mit brennenden Augen starrte es in die Finsternis. Schlafen? Nein, nicht schlafen!... „Vielleicht!“ hatte der Vater gesagt. Vielleicht waren der Mann und die Frau Joseph und Maria! Nun brauchten sie also nicht die halbe Nacht umherzirren. Nun hatten sie ein warmes Plätzchen gefunden. Draußen im Stall war ihnen ein Lager bereitet. Und das Gritli hatte ihnen helfen dürfen. Es hatte ihnen warmes Essen gebracht und hatte eine Decke über das harte Stroh gebreitet. Nun würden sie gewiß herrlich schlafen...

Was wohl die Nacht bringen würde? Konnten nicht tausend wunderbare Dinge geschehen? Als Joseph und Maria in Bethlehem übernachteten, in einem alten, verlotterten Stall — hatten sich da nicht Wunder über Wunder zugetragen?... Herrliche, seltsame Dinge?... Mit einem zarten, glücklichen Lächeln entschlummerte das Kind.



Und die Nacht schenkte ihm einen köstlichen Traum. Es sah draußen im Stall das heilige Paar, Joseph und Maria, an der Krippe stehen. Vor ihnen lag, in weiße Windeln gewickelt, ein Kindlein. Aus dunkeln, leuchtenden Augen schaute es Vater und Mutter an. Nun streckte es verlangend die Ärmchen aus, und die Mutter hob es an die Brust. Leise, leise wiegte sie es auf und ab und sang dazu ein weiches Lied. Der Vater aber stand mit gefalteten Händen und war glücklich. Einmal nur wischte er eine helle Träne aus dem dunklen Bart. Es war eine Freudenträne. Und nun wurde der Stall durchflutet von einem großen Licht. Ein Rauschen kam, von fernher wogend, ein Singen und Klingen von hunderttausend Engelstimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!“

Als am nächsten Morgen das Kind in den Stall hinausließ, eine leise Hoffnung im Herzen, der Traum könnte in Erfüllung gehen — da waren die Korbersleute längst weitergezogen. Die Strohschütt zuhinterst im Gang war weggeräumt, und die Decke lag gefaltet auf dem Stallbänklein. Daneben aber stand ein buntes, geflochtenes Körbchen, dessen Henkel mit einem roten Band umschlungen war, und mit einem kleinen Nagel war ein Zettel daran befestigt. Auf das Papier hatte eine ungefugte Hand ein paar Worte geschrieben, mit Bleistift nur: „Geschenk für das kleine guhne Mädchen.“ So haben Joseph und Maria Gritlis Fürbitte und unbeholfene Güte verdankt. —

Vor Weihnachten

Wer düsselat a d'Schibe?
Wer luegt fast d'Äugli us?
Wer cha nümm ruehig blibe?
Wer weckt scho fröh' s ganz Hus?

's isch euses chline Manndl,
Es wott 's Christkind gseh cho;
Es wartet uf sis Tanndl
Und cha nümm ruehig stoh.

Wer goht a d'Chuchitüre
Und luegt dur d'Spälte ie?
Und tuet, wer wett ihms wehre,
Die „Chrömluſt“ izieh?

Jo 's Näsli, 's Müli, d'Auge
Die gnieße zum Vorus;
Wie wird erscht 's Härzli chlopfe,
Wenn's Christkind isch im Hus!

Martha Baumann, Biberstein (Aargau)

Weihnachten

Leis' in heiliger Nacht
Schwebet's Christkind so sacht
Durchs silberne Himmelstor
Mit Musik und Engelchor;
Um den Kindlein auf Erden,
Mit freudigem Singen
Den Christbaum zu bringen.

Rudolf Weckerle.

Die drei Stühle

Weihnachtsgeschichte von Rudolf Hägni.

Es war am heiligen Abend. Im Dachstübchen eines Alteisen- und Möbeländlers standen seit Monaten unter allem möglichen alten Gerümpel drei Stühle: ein Lehnsstuhl oder Großvaterstuhl, wie ihn die Kinder etwa taufen, ein Rohrsessel und ein gewöhnlicher Brettleinstuhl. Sie hatten bisher noch nie ein Wort miteinander gewechselt, vielleicht weil sie aus lauter Altersschwäche die meiste Zeit verschliefen, oder, wer weiß, weil jeder zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, oder aber, weil Stühle eben für gewöhnlich des Sprechens nicht mächtig sind. Am heiligen Abend aber, nicht wahr, da ist das alles ganz anders. Da ist die ganze Welt wie auf einen Schlag verwandelt, verzaubert, also daß auch Dinge, die für uns sonst tot sind, plötzlich eine Stimme bekommen und zu sprechen beginnen.

Und so geschah es auch hier. Wie auf ein gegebenes Zeichen brachen plötzlich alle drei Stühle in denselben Ausruf des Entzückens aus: „O wie schön, wie herrlich, wie prächtig!“

Was war geschehen? Der dem Fenster zunächst stehende Großvaterstuhl, der wie seine Leidensgefährten bisher Nacht für Nacht und sogar die meiste Zeit des Tages im Dunkel hatte schmachten müssen, war plötzlich von einem Lichtstrahl getroffen worden, so daß seine Lehne aufleuchtete wie lötiges Gold. Aber so sehr sich der weiter vom Fenster abstehende Rohrsessel und der Brettleinstuhl auch bemühten, die Ursache dieses Lichtscheins zu erfahren, sie waren nicht hoch gewachsen genug, die Lichtquelle zu entdecken, und doch wußten sie vor Neugier kaum mehr an sich zu halten. Da blieb ihnen halt nichts anderes übrig, als endlich das Wort an den Großvaterstuhl zu richten, der von seinem Platz aus die neue Sachlage überblicken mußte. Eigentlich, fanden sie, hätte der auch von sich aus erzählen

dürfen, was sich da draußen oder drüben auf einmal interessantes abspielte, aber da konnte man vielleicht noch lange warten, der Großvaterstuhl schien ohnedies ein etwas zurückhaltender Herr zu sein. Der Brettleinstuhl, der am weitesten vom Fenster abstand und also am wenigsten sehen konnte, brach zuerst das Schweigen, anders hielt er es nicht mehr aus:

„Wollten Sie uns nicht vielleicht sagen,“ wandte er sich an den Großvaterstuhl, „wo das Licht auf einmal herkommt, das Ihnen ein so feierliches Aussehen gibt? Es muß ja etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, denn bisher waren wir doch alle verdammt, Tag für Tag und Nacht für Nacht im Dunkel unser Dasein zu fristen. Woher nun auf einmal diese Helle?“

Jetzt ließ auch der Rohrsessel ein deutliches Brummen hören, was sagen wollte, daß er den Worten seines Nachbarn durchaus beipflichte, obwohl er es nicht über sich gebracht hätte, als erster an den vornehm tuenden Großvaterstuhl das Wort zu richten. Dieser aber schien sich nicht wenig geschmeichelt zu fühlen, plötzlich im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Er richtete sich erst knarrend zu seiner vollen Größe empor, blickte herablassend auf die andern, setzte sich umständlich in Positur und begann:

„Ich verstehe eure Neugier, verehrte Unbekannte. Zwar, wenn man seiner Lebtag unten durch mußte, wie euer Aussehen verrät — hier ließen Rohrsessel und Brettleinstuhl ein deutliches „Unver schämt!“ hören —, „sollte es einem eigentlich nicht so schwer fallen, seine Tage im Dunkel zu beschließen. Aber für Unsereinen — hier prustete er sich wieder auf wie eine wirkliche Respektsperson — ist

an dem Raunen und Wispern der Enkel, die aus dem Staunen und Heimlichtun gar nicht mehr heraus kamen. Ganz sicher aber aus den hundert und aberhundert Fragen, mit denen sie die Eltern und die Großmutter bestürmten: Wie lange müssen wir jetzt noch schlafen? Kommt das Christkindlein zu Fuß oder geritten? Hat es richtige Sterne auf dem Gewand oder nur papiere?“

„Entschuldigen Sie,“ fiel ihm der Rohrsessel nun abermals ins Wort, dessen Geduld erschöpft war, „wollten Sie uns jetzt nicht vielleicht zuerst sagen, woher das viele Licht auf einmal kommt, von dem andern können Sie uns vielleicht später einmal erzählen, es wird sich ja schon noch Gelegenheit bieten, nicht wahr, nun wir einmal Bekanntschaft geschlossen haben miteinander. Schade, daß wir nicht schon früher . . .“

Der Großvaterstuhl aber, dem das Plaudern im Blute lag und der nicht so rasch wieder aufhören konnte, wenn er einmal angefangen hatte, fühlte sich nun ernstlich gekränkt und verstummte für eine Weile völlig. Dann aber verfiel er wieder in den hochmütigen Ton, den er am Anfang gehabt hatte und trotzte kurz und barsch: „Was es ist? Heiliger Abend ist heute, nichts anderes, und nun haben sie drüben im hinteren Zimmer, wo sonst immer die Läden geschlossen waren, den Christbaum angezündet, das ist es“ — und verstummte wieder.

„O, o, den Christbaum!“ riefen die beiden andern wie aus einem Munde, „erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie sehen, o, o, bitte! Und schon begannen sie, ganz leise das Weihnachtslied vor sich hinzusummen: „O Tannenbaum, o Tannenbaum . . .“

Der Großvaterstuhl, der immer noch beleidigt war, weidete sich erst eine ganze Weile an der Ungeduld der andern, dann fuhr er womöglich noch langsamer und wegwerfender als vorher weiter: „Was ich sonst noch sehe? Lichter sehe ich, was sonst! Glänzende, goldige Lichter, einen ganzen Haufen Lichter, zehn, zwanzig, dreißig und noch mehr . . .“

„Und was noch, was noch?“ begehrten die andern weiter zu wissen, die gar nicht genug davon bekommen konnten, „erzählen Sie noch mehr, bitte noch mehr! Erzählen Sie alles, nicht wahr, alles, alles . . .“ Und der Großvaterstuhl fuhr weiter: „Ich sehe auch Schatten am Fenster vorbei huschen, wenn Ihr doch alles wissen wollt, Schatten, wahrscheinlich von Kindern, nach dem raschen Vorübergleiten zu schließen, Schatten von hüpfenden, jubelnden Kindern. Sie scheinen in die Hände zu klatschen vor lauter Vergnügen. Vielleicht, wenn Ihr ganz stille seid, können wir auch die Lieder . . .“

Der Großvaterstuhl verstummte, man hörte Schritte sich der Tür nähern, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, die Tür öffnete sich, ein Mann, in dem die Stühle ihren derzeitigen Besitzer erkannten, trat, von zwei alten, ehrwürdig aussehenden Damen begleitet, mit einem Licht in der Hand über die Schwelle. Dem Gespräch, das die Drei miteinander führten, konnten die Stühle entnehmen, daß es sich um eine Weihnachtsfeier für arme, alte, verlassene Leute handelte, und daß man Sitzgelegenheiten benötigte. Langsam näherten sich die Drei dem Fenster, jeder Stuhl wurde zuerst sorgfältig auf seine Festigkeit geprüft und erst dann der Entschluß getroffen, ob er für den in Aussicht genommenen Dienst noch tauge oder nicht. Der Brettleinstuhl und der Rohrsessel bestanden die Probe in allen Ehren, der Großvaterstuhl aber gab, als sich die eine der beiden korporulenten Damen ihm anvertraute, einen so deutlichen Knacks von sich, daß sie erschrocken wieder aufsprang und verzichtete. Brettleinstuhl und Rohrsessel wurden hierauf mit einer Reihe anderer Sitze hinausgetragen, dann schloß sich die Tür wieder, und die Stimmen entfernten sich.

Nun war der Großvaterstuhl, der sich eben noch ein so vornehmes Ansehen hatte geben wollen, allein, zu jedem Dienst untauglich befunden, und konnte darüber nachdenken, wie weit her es mit seiner Vornehmheit noch war, und wie schlecht es ihm angestanden hatte, derart auf seinen bevorzugten Platz zu pochen. Die andern, denen er hochmütig Brocken um Brocken zugeworfen hatte, wie einem Hunde, von denen er sich hatte anbetteln und nötigen lassen, waren würdig befunden worden, den alten Dienst wieder aufzunehmen, er aber, der zu nichts mehr nütze war, hatte den Vornehmen und Überlegenen gespielt und nun den verdienten Lohn bekommen. O, wie bereute er jetzt sein früheres Verhalten, wie schämte er sich seiner Großmauligkeit, wie verlassen und alt kam er sich plötzlich vor so allein im staubigen Winkel! Zum Überfluß war drüben nun auch noch das Licht erloschen, wahrscheinlich hatte man sich in einen andern Raum zum Nachtessen begeben und vorher die Kerzen ausgelöscht.

Es war ein Glück für den Großvaterstuhl, daß er vor Schwäche und Elend alsbald in tiefen Schlaf versank, sonst hätte ihn sein Schicksal wohl noch lange gepeinigt und die Reue zermartert. Es war gerade genug für einen so alten, gebrechlichen Kerl, wie er war, mehr hätte er kaum noch ausgehalten, und es brauchte das auch nicht, denn er war nun gründlich von seinem blöden Hochmut geheilt, und wenn er seine Genossen je wieder zu sehen bekam — wer konnte es wissen? — wollte er sich vor ihnen nach Noten demütigen und durch bescheidenes, leutseliges Wesen wieder gutzumachen suchen, was er vordem gefehlt.

Wie schön ist es doch, daß wir träumen und im Traume erleben können, was uns die Wirklichkeit versagt! Was dem Großvaterstuhl in Wahrheit nicht zuteil geworden war: an der Weihnachtsbescherung der alten Leutchen mit dabei zu sein, das erlebte er jetzt wenigstens im Traume, und zwar so herrlich und tief, wie es ihm wahrscheinlich dort nicht vergönnt gewesen wäre. Und damit, finden wir, durfte auch er sich zufrieden geben, nicht wahr?

Die Bilder sind von Eduard Gubler, Zürich 4 gezeichnet worden.



das etwas ganz anderes. Früher immer im vornehmsten Raum des Hauses, bei Festen und Besuchen stets an vorderster Stelle, geehrt und geachtet von allen, und dann plötzlich zum alten Eisen geworfen, was meint ihr, wie es einem da zumute sein muß?“

Er seufzte tief und hielt einen Augenblick inne. Bilder von dazumal zogen an seinem Innern vorüber, Rührung übermannte ihn. Diese Gelegenheit benutzte der Brettleinstuhl, ihn an sein Versprechen zu erinnern, von der Lichtquelle da drüben und „nicht von sich selber“ zu berichten; was interessierte ihn das andere alles, was da der Großvaterstuhl wichtig und breitspurig zu erzählen sich anschickte! Mochte der aus einer Villa oder einer Bretterhütte stammen, das war ihm ganz und gar gleichgültig. Aber es war ihm nicht gleichgültig, was sich da drüben plötzlich abspielte, daß der Großvaterstuhl wie in Gold getaucht schien.

Der Großvaterstuhl aber tat, als merke er gar nichts von der Ungeduld der andern und fuhr in derselben umständlichen Weise weiter, wie zu sich selber redend: „Aber eben, so geht es einem, wenn man Jahr und Tag hier im Dunkeln sitzen muß und nie mehr einen Kalender zu Gesicht bekommt: Nichts weiß man, gar nichts! Da könnten all die hohen Feste vorübergehen, ohne daß man eine Ahnung hätte!“ Er räusperte sich unwillig, daß eine ganze Wolke von Staub aus einer Ecke aufstob und im Lichtschimmer erglänzte.

Wiederum versuchten die andern, seine Rede zu rascherer Gangart anzuspornen, aber er schien sie abermals zu überhören.

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich ein solches Dasein einmal noch so lange aushalten würde! Wenn man mir das früher gesagt hätte, als ich noch in Glanz und Ehren stand! Ja, das war ein anderes Leben damals! Besonders an Weihnachten und Neujahr! Schon einen Monat vorher merkte man es, da mußte man nicht erst lange fragen! Wenn es einem die Großmutter nicht jeden Tag im Traum erzählt hätte — sie pflegte ihr Mittagschlafchen stets in meinen Armen zu halten — hätte man es an dem Duft gemerkt, der das ganze Haus erfüllte und